

# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Vargas Llosa, Mario  
**Alles Boulevard**

Wer seine Kultur verliert, verliert sich selbst  
Aus dem Spanischen von Thomas Brovot

© Suhrkamp Verlag  
suhrkamp taschenbuch 4526  
978-3-518-46526-4

suhrkamp taschenbuch 4526

Der totale Boulevard, die Dreistigkeit der Politik, die frivole Banalisierung nahezu aller Lebensbereiche – Kultur wird heute systematisch verramscht. Und zwar als Folge eines Prinzips, über das weltweit Einigkeit zu herrschen scheint: dass Unterhaltung und Spaß unser allerhöchstes Gut zu sein hätten. Pointiert, leidenschaftlich und ohne Scheu vor hartkantigen Überzeugungen setzt sich der Nobelpreisträger und Weltbürger mit den vielgestaltigen Manifestationen dieser Tendenz auseinander – wachen Blickes streift er durch die Galerien und Museen, liest die Bücher und Illustrierten, sieht Fernsehen und Serien, schaut den Politikern auf die Finger. Und Vargas Llosa sondiert die Möglichkeitsbedingungen einer alternativen Haltung. Gegen das Primat der gängigen globalen Zerstreuungskultur setzt er so Anspruch und Wertebewusstsein, gegen die grassierende Beliebigkeit eine Idee des Kanons, gegen die ideologischen Formatierungen durch »political correctness« ermutigt er zu Reflexion und geistiger Autonomie.

*Alles Boulevard* ist ein so unbequemes wie notwendiges Buch, das ganz zur rechten Zeit kommt.

Mario Vargas Llosa, geboren 1936 im peruanischen Arequipa, lebt heute in Madrid und Lima. Neben zahlreichen anderen Auszeichnungen erhielt er 2010 den Nobelpreis für Literatur. Sein Werk erscheint auf Deutsch im Suhrkamp Verlag.

Thomas Brovot lebt als Übersetzer in Berlin. 2012 wurde er für seine Übersetzung von Mario Vargas Llosas Roman *Tante Julia und der Schreibkünstler* mit dem Helmut-M.-Braem-Übersetzerpreis ausgezeichnet.

**Mario Vargas Llosa**  
**Alles Boulevard**

**Wer seine Kultur verliert,  
verliert sich selbst**

Aus dem Spanischen von  
Thomas Brovot

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2012  
unter dem Titel *La civilización del espectáculo*  
bei Alfaguara, Madrid.

Umschlagfoto: Rudi Tapper/Getty Images

Erste Auflage 2014

suhrkamp taschenbuch 4526

© Suhrkamp Verlag Berlin 2013

© Mario Vargas Llosa 2012

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des  
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: hißmann, heilmann, hamburg

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46526-4

*Für Juan Cruz Ruiz,  
Notizbuch und Stift immer zur Hand*



Die Stunden haben ihre Uhr verloren.

*Vicente Huidobro*





## Metamorphose eines Wortes

Wohl noch nie in der Geschichte sind so viele Abhandlungen und Essays, so viele Untersuchungen und Theorien zur Kultur erschienen wie heute. Was umso erstaunlicher ist, als das, was wir im herkömmlichen Sinne mit dem Wort verbinden, im Verschwinden begriffen ist. Vielleicht ist diese Kultur auch schon verschwunden, unauffällig ausgehöhlt und im Kern ersetzt durch eine andere, die mit der ursprünglichen nicht mehr viel gemein hat.

Mit diesem kleinen Essay will ich der stattlichen Anzahl an Interpretationen der zeitgenössischen Kultur nicht noch eine weitere hinzufügen; ich möchte nur festhalten, inwieweit sich das, was man noch unter Kultur verstand, als meine Generation in die Schule oder auf die Universität ging, gewandelt hat und durch welches bunte Sammelsurium sie verdrängt wurde, eine Verfälschung, die mit dem Einverständnis aller stattgefunden zu haben scheint.

Bevor ich zu meinen eigenen Argumenten komme, möchte ich zumindest einen Überblick geben über einige der Beiträge, die in den letzten Jahrzehnten das Thema aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet haben und zuweilen unter Intellektuellen und in der Öffentlichkeit hitzige Debatten auslösten. Auch wenn sie in die unterschiedlichsten Richtungen weisen und allenfalls einen kleinen Ausschnitt aus der reichen Fülle der

Gedanken und Thesen zeigen, die das Thema inspiriert hat, haben sie doch einen gemeinsamen Nenner, denn sie stimmen darin überein, dass die Kultur eine tiefe Krise durchmacht und im Niedergang ist. Nur die letzte dieser Thesen spricht von einer neuen Kultur, erbaut auf den Ruinen jener, die sie abgelöst hat.

Ich beginne die Übersicht mit dem berühmten und polemischen Verdikt T. S. Eliots. Zwar sind seit 1948, als seine *Notes Towards the Definition of Culture*\* erschienen, nur etwas mehr als sechzig Jahre vergangen, doch wenn man sie heute wiederliest, hat man den Eindruck, die Rede sei von einer fernen Galaxie.

T. S. Eliot versichert, sein Ziel sei es lediglich, zur Klärung des Begriffs *Kultur* beizutragen, doch in Wirklichkeit geht sein Ehrgeiz darüber hinaus. Er unternimmt eine tiefgehende Kritik des kulturellen Systems seiner Zeit, das sich immer weiter von dem Ideal der Vergangenheit entferne. In einem Satz, der damals übertrieben scheinen mochte, fügt er an: »Ich weiß auch keinen Grund, weshalb der Kulturverfall nicht noch viel weiter fortschreiten sollte; ich kann mir sogar eine Periode von einer gewissen Dauer vorstellen, über die man sagen könnte, sie habe *keine* Kultur« (S. 19). (Den Tenor des vorliegenden Bandes vorwegnehmend sage ich, dass diese Zeit die unsere ist.)

Zu diesem Ideal gehört für Eliot eine in drei Instanzen gegliederte Kultur – der Einzelne, die Gruppe oder Klasse und die ganze Gesellschaft –, eine Kultur, in der eine jede der Instanzen eine gewisse Autonomie

---

\* T. S. Eliot, *Beiträge zum Begriff der Kultur*, Suhrkamp Verlag, Berlin/Frankfurt am Main 1949

bewahrt und sich zugleich mit den anderen in ständiger Auseinandersetzung befindet, in einer Ordnung, durch die das gesellschaftliche Ganze gedeihen und seinen Zusammenhalt bewahren kann.

Nach T.S. Eliot ist die Kultur, und gemeint ist hier die Hochkultur, das Gut einer Elite, was er auch verteidigt, »denn dass die Kultur der Minderheit hochwertig bleibt, hängt wesentlich davon ab, dass sie auch weiterhin die Kultur einer Minderheit ist« (S. 143). Genau wie die Elite sind Gesellschaftsklassen eine Realität, die aufrechtzuerhalten seien, denn aus ihnen rekrutiere und bilde sich jene Schicht, welche die Kultur – die Hochkultur – gewährleiste, eine Elite, die man keinesfalls gleichsetzen dürfe mit dem privilegierten oder adligen Stand, aus dem ihre Mitglieder meist stammten. Jede Klasse habe die Funktion, den ihr gemäßen Teil der Gesamtkultur zu pflegen, und auch wenn sie natürlich nebeneinander bestünden, gebe es abhängig von den ökonomischen Gegebenheiten doch markante Unterschiede. Eine übereinstimmende Kultur von Aristokraten und Landarbeitern ist demnach undenkbar, auch wenn beide Klassen vieles teilen, Religion und Sprache etwa.

Der Klassenbegriff ist für Eliot weder starr noch undurchlässig, sondern offen. Jemand kann aus einer Klasse in eine höhere auf- oder in eine niedere absteigen, und das sei gut so, auch wenn es eher die Ausnahme als die Regel beschreibe. Ein solches System ist Garant und zugleich Ausdruck einer stabilen Ordnung, doch nun zerfalle sie, was die Zukunft ungewiss erscheinen lasse. Die naive Vorstellung, über Bildung könnten Teile der Kultur an die ganze Gesellschaft übermittelt

werden, zerstöre die Kultur, denn die einzige Möglichkeit, eine solche allgemeine Demokratisierung der Kultur zu schaffen, eine »Massenkultur«, bewirke eine Verfälschung und Vergröberung derselben. So wie in Eliots Verständnis Eliten unerlässlich sind, muss es in einer Gesellschaft auch eine regionale Kultur geben, welche die nationale Kultur speist und zugleich Teil von ihr ist, eine Kultur mit einem eigenen Profil und einer gewissen Unabhängigkeit: »Zunächst ist wichtig, dass ein Mensch sich nicht nur als ein Bürger einer bestimmten Nation fühlen sollte, sondern als Bürger eines besonderen Teils seines Landes, und zwar mit ganz bestimmten lokalen Bindungen. Diese entspringen, wie die Bindungen an die Klasse, der Bindung an die Familie« (S. 66).

Für Eliot wird Kultur im Wesentlichen innerhalb der Familie übermittelt, und wenn diese Institution ihre Aufgabe nicht mehr erfüllt, müssen wir damit rechnen, »dass unsere Kultur minderwertiger wird« (S. 54). Nach der Familie sei, generationenübergreifend, die Kirche die wichtigste Übermittlerin von Kultur gewesen, nicht die Schule. Wobei Kultur zu unterscheiden sei von Kulturwissen. Die Kultur ist für ihn »nicht einfach die Summe verschiedener Betätigungen«, sondern »eine *Lebensform*« (S. 51 f.), ein *way of life*, bei dem die Formen ebenso wichtig sind wie der Inhalt. Wissen hat mit der Entwicklung der Technik und der Wissenschaften zu tun, dagegen geht Kultur dem Wissen voraus, sie ist eine Geisteshaltung, eine Sensibilität und eine Pflege der Form, welche den Erkenntnissen einen Sinn und eine Orientierung gibt.

Kultur und Religion sind für Eliot nicht dasselbe,

aber sie lassen sich nicht voneinander trennen, denn die Kultur entstand mit der Religion, und so wird sie immer, auch wenn sie sich historisch von ihr entfernt hat, gleichsam durch eine Nabelschnur mit ihr verbunden sein. Was bedeutet, »dass jede Religion für die Zeit ihres Bestehens und auf dem ihr eigenen Niveau dem Leben einen greifbaren Sinn gibt, das Gerüst für eine Kultur stellt und die Masse der Menschheit vor geistiger Leere und Verzweiflung bewahrt« (S. 41).

Wenn Eliot von Religion spricht, meint er vor allem die christliche Überlieferung, die Europa maßgeblich geprägt habe. »Auf dem Boden des Christentums hat sich unsere Kunst entwickelt; im Christentum ist das Rechtswesen Europas – bis vor kurzem jedenfalls – verwurzelt gewesen. Ohne das Christentum als Hintergrund hätte unser ganzes Geistesleben keinen Sinn. Der einzelne Europäer mag die Lehre des Christentums für falsch halten, und doch wird alles, was er sagt und tut und schafft, seinem christlichen Kulturerbe entspringen und diese Kultur als sinngebend voraussetzen. Nur eine christliche Kultur konnte einen Voltaire oder Nietzsche hervorbringen. Ich glaube, dass die europäische Kultur das völlige Erlöschen christlicher Religiosität nicht überleben könnte.« (S. 163 f.)

Eliots Vorstellung von Gesellschaft und Kultur erinnert in ihrer Gliederung an Hölle, Fegefeuer und Himmel in Dantes *Göttlicher Komödie* mit ihren Kreisen und Sphären, ihren starren Symmetrien und Hierarchien, in denen Gott nach einer unantastbaren Ordnung das Böse bestraft und das Gute belohnt.

1971, gut zwanzig Jahre nach Eliots Buch, antwortet George Steiner ihm mit *In Bluebeard's Castle. Some Notes*

*Towards the Redefinition of Culture*\*. In seinem dichten, eindringlichen Essay zeigt er sich zutiefst beunruhigt, dass der große Dichter von *The Waste Land* kurz nach dem Krieg über die Kultur hatte schreiben können, ohne das Thema auch nur im Mindesten mit den beiden Weltkriegen des Jahrhunderts und dem Massenmorden in Beziehung zu setzen, ohne den Holocaust auch nur zu streifen, zu dem die lange antisemitische Tradition in der westlichen Kultur geführt habe. Steiner nimmt sich vor, diesem Versäumnis mit einer Analyse zu begegnen, welche vorrangig die Verbindung von Kultur und politisch-gesellschaftlicher Gewalt bedenkt.

Steiner zufolge breitet sich nach der Französischen Revolution und den Napoleonischen Kriegen mit der Restauration und dem Sieg des Bürgertums auf dem Alten Kontinent der große *ennui* aus, was mit *Langeweile* nicht adäquat übersetzt sei: ein nagendes Unbehagen, eine Mischung aus Frustration, Überdruß, Melancholie und heimlicher Sehnsucht nach dem großen Knall, nach Gewalt und Chaos, wovon die europäische Literatur und Werke wie Freuds *Das Unbehagen in der Kultur* Zeugnis ablegten. Die Dada-Bewegung sollte dieses Phänomen auf die Spitze treiben. Nach Steiner verkündet die europäische Kultur nicht nur, sie wünscht sich auch, dass eine solche reinigende Brandkatastrophe komme, es werden die Revolutionen und die beiden Weltkriege sein. Statt aufzubegehren, provoziert und feiert die Kultur diese Blutbäder.

Steiner ist der Überzeugung, »dass eine Analyse von

---

\* George Steiner, *In Blaubarts Burg. Anmerkungen zur Neudefinition der Kultur*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1972

Idee und Ideal der Kultur das vollste Verständnis der Phänomenologie jenes Massenmordens erfordert, das in Europa zwischen 1936 und 1945 um sich gegriffen hat, und zwar vom Süden Spaniens bis an die Grenzen des asiatischen Russland« (S. 41 f.), und der Grund dafür, dass Eliot dies nicht angepackt habe, erkläre sich womöglich aus seiner Zwiespältigkeit gegenüber allen Dingen, die das Judentum betreffen. Sein Fall ist keine Ausnahme, denn es habe »auch nicht viele Versuche gegeben, das Hauptphänomen der Barbarei des zwanzigsten Jahrhunderts in Relation zu setzen zu einer umfassenden Kulturtheorie« (S. 37). Und Steiner fügt hinzu: »Eine Kulturtheorie [...], welche die Natur jenes Schreckens, der in Europa und in Russland zwischen dem Ausbruch des Ersten und dem Ende des Zweiten Weltkriegs etwa siebzig Millionen Menschen den Tod durch Kampfhandlungen, durch Hunger oder durch geplantes Massaker gebracht hat, nicht zum Angelpunkt ihrer Betrachtung macht, scheint mir von vornherein verantwortungslos und deshalb auch unverantwortlich zu sein.« (S. 38)

Für Steiner ist Kultur eng mit Religion verbunden, und in diesem Punkt lässt er Eliot gelten, jedoch nicht in einem engeren, konfessionellen Sinn, und so sei Eliots »Sehnsucht nach christlichem Gehorsam zum verwundbarsten Aspekt seiner Beweisführung geworden« (S. 98). Der Willensdrang, so Steiner, der große Kunst und unparteiisches Denken hervorrufe, wurzele »in einem gewagten Spiel mit der Transzendenz« (S. 98), er sei eine Wette gegen die Transzendenz. Dies sei das eigentlich Religiöse jeder Kultur. Doch die westliche Kultur ist seit unvordenklichen Zeiten antisemitisch ge-



prägt, und der Grund ist religiöser Natur. Er ist eine rachsüchtige Antwort der nichtjüdischen Menschheit gegenüber dem Volk, das den Monotheismus schuf, das heißt die Auffassung von einem einzigen Gott, der unsichtbar ist, allgegenwärtig und mit dem Verstand, selbst der menschlichen Vorstellungskraft nicht zu fassen. Die mosaische Gottesauffassung trat an die Stelle des Polytheismus mit seinen Göttern und Göttinnen, die für die Menschen greifbar waren und mit denen sie sich arrangieren konnten. Nach Steiner waren die christlichen Gemeinschaften mit ihren Heiligen, dem Geheimnis der Dreifaltigkeit und dem Marienkult fast sämtlich »Bastard-Gebilde aus monotheistischen Idealen und polytheistischen Praktiken« (S. 47), was es ihnen ermöglichte, etwas von diesen wuchernden Gottheiten zu retten, welche der von Moses begründete Monotheismus abgeschafft hatte. Der einzige, »undenkbare« Gott der Juden übersteigt den menschlichen Verstand – er ist nur im Glauben zugänglich –, und dieser war es, der den *philosophes* der Aufklärung zum Opfer fiel, die fest davon überzeugt waren, mit einer säkularisierten Kultur würden Folter und Gemetzel, direkte Abkömmlinge des religiösen Dogmatismus, verschwinden. Doch Gottes Tod bedeutete nicht die Ankunft des Paradieses, sondern vielmehr die Hölle auf Erden, beschrieben schon in Dantes *Commedia* oder vom Marquis de Sade mit seinen Palästen der Lust. Die von Gott befreite Welt wurde nach und nach beherrscht vom Teufel, dem Geist des Bösen, der Grausamkeit, der Zerstörung, was dann sein Paradigma findet in den Schlächtereien der Weltkriege, den Verbrennungsöfen der Nazis und dem sowjetischen Gulag. Eine solche Katastrophe ist für

Steiner das Ende der Kultur, und so leben wir in einer Nachkultur.

Steiner betont die in der westlichen Tradition verwurzelte Fähigkeit zur Selbstkritik. »Welche anderen Rassen haben sich denn voll Bußfertigkeit jenen Völkerschaften zugewendet, die vordem von ihnen versklavt gewesen – welche anderen Zivilisationen haben die eigene, glanzvolle Vergangenheit der Unmoral bezichtigt? Solcher Reflex kritischer Selbstschau im Namen der absoluten Ethik – er ist nur ein weiterer, kennzeichnender Akt westlichen, post-Voltaireschen Denkens.« (S. 74)

Eines der Merkmale der Nachkultur sei es, nicht mehr daran zu glauben, dass der Fortschritt, der Weg aller Geschichte im aufsteigenden Sinne verlaufe, es herrsche ein »Kulturpessimismus« oder neuer, stoischer Realismus (S. 77). Gleichwohl sei der materielle Fortschritt unverkennbar, unsere »Wunder« auf dem Gebiet der Technik und der wissenschaftlichen Erkenntnisse grenzten tatsächlich ans Wunderbare. Doch dieser Fortschritt bedeute auch Schädigung, weil er auf nicht gutzumachende Weise das zwischen Mensch und Natur bestehende Gleichgewicht zerstöre, und nicht immer trage er dazu bei, die Armut zu verringern, vielmehr vergrößere er die Kluft zwischen Arm und Reich, zwischen Ländern, Klassen und Individuen.

Steiner zufolge hat unsere Zeit den Mythos zerstört, wonach Humanismen humanisierten. Demnach stimmt es nicht, wie so viele optimistische Pädagogen und Philosophen glaubten, dass eine liberale Erziehung, zugänglich für alle, in den modernen Demokratien Fortschritt und eine Zukunft in Frieden, Freiheit und Chancengleichheit garantiert, »es können Bibliotheken,

Museen, Theater, Hochschulen, Forschungsstätten, also all das, wodurch oder worin die Kultur- und Wissensvermittlung sich vollzieht, durchaus in der Nachbarschaft der Konzentrationslager gedeihen« (S. 86). Und wie für die Gesellschaft gilt für das Individuum, dass zuweilen die Hochkultur, die Intelligenz, die Empfänglichkeit und das Gefühl für Ästhetik Platz finden neben dem Fanatismus der Folterer und Mörder. So sei eines der grundlegenden Werke der Sprachphilosophie nahezu in Hörweite eines Todeslagers entstanden: »denn Heideggers Feder hielt nicht inne, und der Verstand ward ihm nicht verrückt.« (S. 87)

Dem stoischen Pessimismus der Nachkultur ist alle Sicherheit geschwunden, die zuvor manche nunmehr abgeschafften Unterschiede und Hierarchien boten: »Die Trennungslinie sonderte die obere von der unteren Schicht, die bedeutendere von der geringeren. Sie schied die Zivilisation vom rückständigen Primitivismus, die Bildung von der Unwissenheit, das gesellschaftliche Privileg von den dienenden Klassen, die Reife von der Unreife, die Männer von den Frauen. Und in jedem Falle stand dieses »von« für ein »über.« (S. 90) Der Zusammenbruch dieses Wertgefälles bilde nun das Hauptfaktum unserer sozialen und intellektuellen Gegebenheiten.

Die Nachkultur, zuweilen im Gewand einer »Gegenkultur«, wirft der Kultur ihren Elitismus vor, die überkommene Verknüpfung von Kunst, Musik, Literatur und Wissenschaft mit dem politischen Absolutismus: »Was hat denn der hohe Humanismus schon getan für die unterdrückte Masse der Gemeinschaft? Wozu war er gut, als die Barbarei hereinbrach?« (S. 95)

Im letzten Kapitel skizziert Steiner ein recht düsteres

Bild von der Entwicklung, welche die Kultur nehmen könnte, einer Entwicklung, in der die leblos gewordene Tradition in die gelehrte Obhut verbannt wäre: »Schon ist ja ein dominierender Anteil an Dichtung, religiösem Denken und auch an bildender Kunst aus dem unmittelbar persönlichen Bereich hinübergewechselt in die Kompetenz der Spezialisten.« (S. 116) Was einmal gelebtes Leben war, fällt nun dem Archivarischen anheim. Und die Kultur wird, schlimmer noch, ein Opfer sein – sie ist es längst –, ein Opfer dessen, was Steiner das »Abrücken vom Wort« nennt. In der Ära der Kultur war »das gesprochene, erinnerte und geschriebene Wort zum Rückgrat aller Bewusstheit geworden« (S. 121). Doch nun wird das Wort immer mehr dem Bild untergeordnet und auch der Musik, Identitätszeichen der neuen Generationen, deren Rhythmen, ob Pop, Folk oder Rock, einen alles umhüllenden Raum schaffen, eine Welt, in der Lesen, Schreiben, persönliches Gespräch, Studieren sich »in einem Bezirk des grellen Vibrato« vollziehen (S. 126). Und Steiner fragt sich, was dieses überlaute Melodiegehämmer dem menschlichen Hirn in dessen wichtigsten Entwicklungsphasen zufügt, welche Auswirkungen die »Musikalisierung« unserer Kultur haben könnte.

Neben der fortschreitenden Beschädigung des Wortes als herausragendem Faktum unserer Zeit verweist Steiner darauf, dass die Umwelt und die ökologischen Veränderungen zunehmend in den Blick geraten, dazu auf die erstaunliche Entwicklung der Wissenschaften – vornehmlich in der Mathematik und den Naturwissenschaften –, welche unvermutete Dimensionen des menschlichen Lebens, der Natur, des Weltraums offen-

baren und dabei Techniken schaffen, die das Gehirn und das Verhalten der Menschen zu manipulieren und zu verändern in der Lage sind. Die »Buchkultur«, auf die Eliot sich ausschließlich bezog, büßt ihre Vorrangstellung ein und wird marginalisiert. Sie existiert also nur noch am Rande der heutigen Kultur, die fast völlig mit der klassischen humanistischen Bildung gebrochen hat – der hebräischen, griechischen, lateinischen –, und wird allenfalls von Spezialisten gepflegt, die sich in einem hermetischen Jargon und anämischer Gelehrsamkeit verschließen.

In dem vielleicht angreifbarsten Teil seines Essays verfißt Steiner die These, dass unsere Kultur – die postmoderne also – vom gebildeten Menschen Grundkenntnisse in Mathematik und in den Naturwissenschaften verlangt, um sowohl die beachtlichen wissenschaftlichen Fortschritte zu begreifen, welche die Welt der Wissenschaft erreicht hat und auf allen Gebieten weiterhin erreicht – in der Chemie, der Physik oder der Astronomie –, als auch ihre Anwendungen, die nicht selten so erstaunlich seien wie die kühnsten Erfindungen der fantastischen Literatur. Dergleichen Postulat ist natürlich utopisch, und es erinnert an jene Utopien, die Steiner in seinem Essay abwertet, denn wenn schon in der jüngeren Vergangenheit ein Pico della Mirandola unvorstellbar war, der das gesamte Wissen seiner Zeit erfasste, scheint ein solch ehrgeiziges Ziel heute nicht einmal für die Computer möglich, deren unendliche Speicherkapazitäten Steiners Bewunderung wecken. Mag sein, dass eine solche Kultur in unserer Zeit nicht mehr möglich ist, aber der Grund wird ein anderer sein, denn allein die Vorstellung von Kultur hatte nie etwas